

Nicht geeignet?

Wie Andreas Schleicher die Pisa-Studie erfand

1974 schrieb ein Grundschullehrer in Ahrensburg bei Hamburg unter ein Zeugnis: „Ungeeignet fürs Gymnasium.“ Der Vater des ausgesonderten Schülers akzeptierte nicht. Was wäre wohl aus dem Kind geworden, hätte er keinen Professor für Erziehungswissenschaft zum Vater gehabt? So kam der Junge doch auf die höhere Schule. Dort ging es ihm wie Hundertausenden in Deutschland. Er musste er sich fragen: Bin ich falsch auf der richtigen Schule, oder vielleicht doch ganz richtig in einer irgendwie falschen Umgebung? Zum Glück konnte er diesem neurotisierenden Sog entkommen.

„Zwischen Klasse 7 und 10 wurde ich vom schlechten, ängstlichen, zum guten, mutigeren Schüler,“ erinnert er sich heute. Musizieren hatte geholfen. Im Ahrensburger Jugendorchester spielte er Geige und traf dort einen Mentor, den Dirigenten Karl Heinz Färber. „Der hat jedes einzelne Instrument hervorragend aufgebaut und dann alle zum Orchester zusammengeführt.“

Sein Abitur machte der um ein Haar von der Reifeprüfung Ausgeschlossene mit sage und schreibe 1,0. Anschließend wollte er wissen, was die Welt zusammenhält und studierte in Deutschland Physik und in Australien Mathematik, nachdem er bereits einen „Jugend Forscht“ – Preis gewonnen hatte. Das alles ist kein Märchen. Es ist auch keine typische deutsche Bildungsbiographie. Es sind die ersten 25 Jahre im Leben des Erfinders von PISA, Andreas Schleicher. Hätte man sich die Geschichte ausgedacht, um die deutsche Bildungsmisere kurz zu fassen, sie erschien uns sehr übertrieben.

So geht es weiter: In Australien verdiente sich der Jungforscher erste Meriten bei TIMSS, einer internationalen Studie über Schülerleistungen in Mathematik und Naturwissenschaften. Dann holte ihn die *Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung*, OECD, nach Paris. In der Zentrale des Clubs der dreißig stärksten Industrienationen sollte er die Bildungsstatistik auf Vordermann bringen.

Und dort in der rue André Pascal, im feinen 16. Arrondissement zwischen Eiffelturm und Triumphbogen, wo an die 2000 Mitarbeiter der OECD arbeiten, fand im Sommer 1995 wieder mal eine der zähen Sitzungen mit Ministern und Bildungsexperten statt. „Die reden und reden und keiner weiß, was in den Schulen wirklich passiert,“ meinte anschließend im Fahrstuhl Tom Alexander, der damalige Direktor des Education Department. „Kann man denn raus kriegen,“ fragte er den neuen jungen Mann für Statistik, „ob Schulen das vermitteln, worauf es im Leben ankommt?“ Schleicher setzte sich daraufhin an seinen Computer und skizzierte ein *Programme for International Student Assessment*, kurz PISA.

Wenn sie glauben, Herr Schleicher, meinten seine Chefs, dass man tatsächlich einen Test wie einen Röntgenapparat konstruieren kann, der Schülerkompetenzen misst und vergleicht, dann versuchen sie es doch! „So läuft das in der OECD,“ erinnert sich voller Stolz der Deutsche in Paris: „Wer eine Idee hat, soll es versuchen.“ Natürlich bekam der so pragmatische wie ideenreiche Mann Gegenwind. Lassen sich Kompetenzen denn definieren? Werden Länder, die Angst haben schlecht abzuschneiden, dabei mitmachen? Lassen sich Schüler denn international vergleichen? Und schließlich, gibt es nicht logistische Grenzen beim einem Text in so vielen Ländern? Sichere Prognosen für die Passage ins Unbekannte konnte Andreas Schleicher damals nicht geben. Und wenn er inzwischen an Pisa Studien bis zum Jahr 2009 arbeitet, wachsen mit den Zielen abermals die Zweifel.

Pisa 2003, die zweite Staffel, wurde vom 20. April bis Ende Mai erhoben. Wieder wurden mehrere Hunderttausende Fünfzehnjähriger weltweit getestet. Diesmal in den Schwerpunkten Mathematik und problemlösendes Denken. Wenn die Ergebnisse am 6. Dezember 2004 verkündet werden, fliegt Andreas Schleicher dann als Nikolaus oder als Knecht Rupprecht nach Berlin zur Pressekonferenz?

32 Länder hatten sich bei *Pisa 2000* in die Karten gucken lassen und sind nun dabei, diese neu zu mischen. Überall hat der globale Test wie ein Adrenalinstoß auf das Bildungssystem gewirkt. Jeder Taxifahrer kennt das Wort. Es ist inzwischen eine Metapher für Evaluation. Man spricht von Pisa für Politiker, Pisa für die Uni und natürlich auch von Pisa für Lehrer.

Inzwischen stehen fast 40 weitere Länder für die Fortsetzung von Pisa auf der Warteliste. Alle wollen mehr über die Wirksamkeit ihrer Schulen erfahren. Sogar China testet jetzt nach Pisa. Auch dort wird Bildung zum Thema Nummer Eins, erkannte Schleicher, als er im August 2002 in China den ersten Probelauf beobachtete. Anschließend machte er einen Abstecher nach Japan, ein Land, das ihn neuerdings begeistert. Vor Jahren hatte er dort um die Teilnahme des Landes kämpfen müssen. „Japan ist mancher Hinsicht so ähnlich wie Deutschland, die Bürokratie mauert,“ erinnert er sich. „Zweimal musste ich mit dem damaligen Direktor Tom Alexander nach Tokio, um den Minister zu beknieen,“ denn er wusste, „mit Japan ist Asien dabei und dann erst ist Pisa ein globales Projekt.“

Was sich nach Pisa inzwischen in Japan tut, überrascht ihn. Gegen großen Widerstand wurde in den Schulen die Pflichtstundenzahl reduziert, um mehr Freiräume zum selbständigen Lernen zu schaffen. Das neue Bildungsprogramm in Japan übersetzt Schleicher mit „Initiative“ und „Würze fürs Leben.“ Da leuchten die Augen des schmalen, hoch aufgeschossenen Mathematikers, der alle Vorurteile über buchhalterische Statistikexperten in vielen Ländern mit seiner Begeisterung für den Bildungsaufbruch vertreibt. Ein bisschen wirkt er wie ein Künstler, dabei ist er doch Manager des größten Schultests aller Zeiten. Und er versucht Wissenschaftler zu bleiben. Früh morgens arbeitet er an einer übergreifenden Theorie des Bildungskapitals. Und nachts gegen 11 sitzt er fast täglich noch im Büro, um die letzten der täglich circa 150 E-Mails zu beantworten. Häufig ist er unterwegs. Im vergangenen Jahr sammelte er 400 000 Flugmeilen. Manchmal muss er auch Diplomat oder Taktierer sein. Dieses Leben gefällt ihm.

An einem sonnigen Samstagnachmittag an der Seine wirkt er so gelassen, als käme er aus den Ferien. Dabei ist er gerade aus Kopenhagen zurück, wo er mit den führenden Bildungsforschungsinstituten aus Australien, USA, Kanada und den Niederlanden die Zukunft von Pisa vorbereitet hat. Bis 2009 wird der weltweite Test alle drei Jahr erhoben. 2009 soll er messen, wie in Schulen kommuniziert und zusammengearbeitet wird. Bis dieser Intelligenztest für die Institution fertig ist, werden die 300 Pisa Experten, aus denen das weltweite Wissenschaftler Netzwerk inzwischen besteht, noch zahllose Programme schreiben und sich zu vielen Konferenzen treffen. „Im Pisa-Network arbeiten die besten Bildungswissenschaftler, die es auf der Welt gibt,“ schwärmt der großer Weber dieses Netzes.

Dass Deutschland in dieser Weltliga der Bildungsforschung noch nicht richtig mitspielen kann, bedauert er, obgleich er vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung voller Respekt spricht und den bisherigen deutschen wissenschaftlichen Pisa Chef, Jürgen Baumert, für einen der Besten hält. In Kopenhagen ging es vor allem um den Test 2006, in dem außer Naturwissenschaften erstmals die Fähigkeit zum nicht linearen Denken sowie zum Aufbau eigener Lernstrategien bei Schülern geprüft werden sollen.

Wie wird da wohl sein Heimatland abschneiden? Werden es die Deutschen schaffen ihre Schulen zu modernisieren?

Als Andreas Schleicher im Frühjahr 2001 die ersten Ergebnisse von Pisa 2000 sah, wollte er zunächst alles neu rechnen lassen. So schlecht könne Deutschland nicht sein. Das dreigliedrige System, so seine damalige Vermutung, fördere die starken Schüler, wenn wohl auch auf Kosten der schwachen. Dass tatsächlich in seinem Heimatland die Gruppe der leistungsstarken Schüler so schwach und die Gruppe der schwachen Schüler so erschreckend stark sein soll, fand er nicht plausibel. „Da müssen Fehler drin sein,“ war seine erste Reaktion. Es wurden aber keine Fehler in der Rechnung gefunden. Bald erkannte man um so deutlicher bis dato überspielte Fehler im deutschen Bildungssystem, dem - entgegen vieler Sonntagsreden – die Selektion wichtiger ist als die Förderung. Dabei vermittelt es den Schülern Fremdheitsgefühle, statt das Bewusstsein von Zugehörigkeit. Unter dem Druck von Selektion gedeihen weder Selbstvertrauen noch die Bereitschaft zur Kooperation. Auf beides wird es mehr und mehr ankommen. „In der klassischen Industriegesellschaft“, erläutert Schleicher, „zog man aus Wissen den meisten Nutzen, wenn man es für sich behielt.“ Aber in einer Wissensgesellschaft „wird jeder einzelne und die Gesellschaft den größten Nutzen ziehen, wenn sie Wissen gemeinsam nutzen.“ Das sei der große Paradigmenwechsel der heute überall anstehe.

Deshalb verlangt Schleicher für Deutschland „einen Masterplan zur Erneuerung des gesamten Bildungssystems.“ An die Stelle der *Abschlüsse* sollte ein System von *Anschlüssen* treten. Würden Systeme dezentralisiert und das Schulklima entspannt, werde das auf die Leistungen durchschlagen.

Zwischen Japan und Mexiko bewundert man Andreas Schleicher als Humboldt für das 21. Jahrhundert. Die Frau des polyglotten Analytikers ist Italienerin. Die drei kleinen Kinder würde er am liebsten in Finnland einschulen, außer er findet in Deutschland eine gute Schule. Er weiß ja, Menschen brauchen „Flügel und Wurzeln“ (Goethe). Wer ruft Schleicher endlich in seine Heimat zurück? Der Beinahe-Schulversager wird gebraucht. Er hat die Kraft zu Diagnose und Therapie. Er weiß, worum es für den Einzelnen geht und was für die Gesellschaft auf dem Spiel steht.